

Pendelnde Mütter. Ambivalenzen der Geschlechterordnung und alltägliche Widersprüchlichkeiten

Katharina Wojahn

Die Frage, wie Familie und Beruf für alle beteiligten Akteur_innen auf befriedigende Weise vereinbart werden können, ist für die Gleichstellungsarbeit nach wie vor relevant und stellt sich unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen mit unverminderter Dringlichkeit. Der wissenschaftliche Blick auf Frauen, die Kinder haben und aufgrund ihrer Arbeitsstelle an einem anderen Ort regelmäßig von der Familie abwesend sind, rückt die auf der individuellen Ebene notwendige Auseinandersetzung mit widersprüchlichen gesellschaftlichen Anforderungen in den Mittelpunkt des Interesses. Frauen sollen so wie männliche Arbeitnehmer beruflich flexibel und mobil sein. Doch im Unterschied zu Männern geht diese Anforderung für Frauen mit der hegemonialen Vorstellung einher, dass Mütter in der Familie stets anwesend sein sollen; eine Grundvoraussetzung, um die (stets steigenden) Ansprüche an Erziehung und Sorge erfüllen zu können.

Dieser Artikel konzentriert sich auf die Dimension der Subjektivität, fragt also nach den Selbstverhältnissen der Mütter, die pendeln. Dafür müssen zunächst die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Mütter pendeln, herausgearbeitet werden (1) und wir brauchen eine Vorstellung davon, in welche Auseinandersetzungen Pendlerinnen verstrickt sind. Dabei geraten insbesondere die ambivalenten Prozesse der Subjektivierung in den Blick (2). Vor allem aber wird beharrlich nach ihren Erfahrungen mit und in der Abwesenheit gefragt (3). Es soll im Anschluss daran der Frage nachgegangen werden, wie sich unter den derzeitigen Bedingungen und vor dem Hintergrund der von den Frauen mit und in Abwesenheit gemachten Erfahrungen deren Selbstverhältnisse als Frauen gestalten und verändern. Das Material stammt aus meiner Dissertation „Berufspendelnde Mütter. Ambivalenzen – Grenzen – Kritik“. Dafür wurden zwölf qualitative Interviews mit Frauen geführt, die Kinder haben, in einer Partnerschaft leben und regelmäßig ein bis sechs Tage pro Woche oder auch eine Woche pro Monat nicht bei ihren Familien sind, weil sie zu ihrem Arbeitsort pendeln.

1. Problemaufriss

Berufliche Mobilität gehört in vielen Berufsfeldern zum Erwerbsleben und betrifft zunehmend auch geringer qualifizierte Beschäftigte sowie Erwerbstätige in bislang nicht mobilen Berufsfeldern (Schier 2010). Aufgrund der steigenden Flexibilisierung der Arbeitsmärkte, so die Prognosen, werden multilokale Haushaltsorganisationen in Zukunft an Bedeutung gewinnen (Reuschke 2010; Limmer 2005). Trotz gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse wird berufsbedingtes Pendeln zwischen zwei Wohnorten als männliches Phänomen spätmoderner Gesellschaften ausgewiesen (Schneider et al. 2002). Schneider bezeichnet Mobilität als einen „Schlüsselbegriff der Gegenwart“ (ebd., S. 6) und spricht von dem „mobilen Subjekt“ (ebd.) als einer Leitfigur der Moderne. Dieser Beitrag greift zunächst den Imperativ „Sei mobil!“ auf und fokussiert Familien, in denen Mütter dieser Aufforderung nachkommen.

Frauen, die Kinder haben und pendeln, erfüllen auf den ersten Blick die Anforderung, sich mobil und flexibel dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stellen. Sie erfüllen die Anforderungen an das „mobile Subjekt“, welches auf die Bedingungen des Arbeitsmarktes flexibel reagieren soll und damit auch auf das Leitbild der „selbständigen Frau“ verweist (z. B. Geissler/Oechsle 1996).

Allerdings entsprechen die gesellschaftlichen Anforderungen und Erwartungen an die Einzelnen immer auch den Vorstellungen einer anerkannten und erkennbaren, also intelligiblen Geschlechtlichkeit. Nach wie vor lässt sich die hegemonial gewordene westliche, bürgerlich-kapitalistische Gesellschafts- und Geschlechterordnung als binär-hierarchisch identifizieren, unterscheidet also zwischen „männlichen“ und „weiblichen“ Individuen (z. B. Connell 1999; König 2012; Foucault 2013a; Maihofer 2015). Daraus ergibt sich ein Unterschied, der sich in der herkömmlichen geschlechtlichen Arbeitsteilung zeigt, aber auch in den unterschiedlichen Anforderungen an Mutterschafts- und Vaterschaftskonzepte. Dabei ist von besonderem Interesse, dass die Fürsorgetätigkeiten an die soziale Präsenz von Frauen geknüpft ist (Ehnis 2008; Tolasch 2016). Die herkömmliche geschlechtliche Arbeitsteilung steht den vereinbarkeitsorientierten Einstellungen der Gesellschaft zum Teil widersprüchlich gegenüber und es zeigt sich, dass egalitäre Vorstellungen bei jungen Eltern nach der Geburt eines Kindes oft nicht verwirklicht werden (vgl. BMFSFJ 2011, S. 237; Träger 2009, S. 171). Demzufolge sind Mütter gleichermaßen Adressatinnen für Reproduktions- und Produktionsarbeiten. Dieser Anspruch wird in vielen Arbeiten als eine Norm ausgewiesen (z. B. Jurczyk 2008, S. 81; Seehaus 2014, S. 240).

Wird gesellschaftlicher Wandel vor allem an der Erosion des Ernährermodells festgemacht, wenn es um den Bereich der Arbeitsteilung geht (z. B. Meuser 2001; Bereswill/Neuber 2010; Scholz 2004), ist der Ausgangspunkt die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre, von außerhäuslicher Erwerbstätigkeit von Männern und der „privaten Alltagsarbeit“ (Beck-Gernsheim 1980) von Frauen. Dies wird als „Entgrenzung“ (Meuser 2006, S. 4714) der traditionellen Sphärengrenzen gefasst. Dann sind vor diesem Hintergrund Erosionen im (veränderten) weiblichen Erwerbsverhalten zu verorten und weniger auf der Ebene eines gesellschaftlichen Wandels, der die Organisation von Erwerbsarbeit und Familie betrifft (vgl. Kerschgens 2009, S. 17; Wengler/Trappe/Schmitt 2009, S. 62; Schulz/Blossfeld 2006, S. 39). Gerade vor dem Hintergrund einer paradoxen Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz in den Geschlechterverhältnissen (Maihofer 2007) wird hier der Versuch unternommen, eine eindeutige Beschreibung von Wandel *oder* Persistenz zu vermeiden. Vielmehr geht es darum, die komplizierte Verschränkung von Wandel und Persistenz darzustellen, anstatt diese Komplexität einer gesellschaftlichen Ordnung aufzulösen zu wollen.

2. Ansätze und methodisches Vorgehen: ambivalente Prozesse

Frauen, die Kinder haben und pendeln, berühren immer auch Grenzen: Mit dem Pendeln werden sie als flexible und mobile Erwerbstätige sichtbar, gleichzeitig jedoch überschreiten sie durch ihre Abwesenheit eine Grenze, die für eine ‚gute Mutter‘ derzeit konstitutiv ist: die (be)ständige Anwesenheit. Diese Grenzen haben eine doppelte Wirkungsweise, weil sie einerseits Subjektpositionen und soziales Sein hervorbringen, indem sie den diskursiven Raum und die in ihm möglichen Lebensformen strukturieren (vgl. Foucault 1993a, S. 32), und sie sind gleichzeitig auch ein

möglicher Ausgangspunkt von Veränderung und Subversion, weil sie auch die Einsatz- und Ausgangspunkte von Kritik und Gegenentwürfen markieren (vgl. Butler 2007, S. 16). Hegemoniale Diskursformationen (wie z. B. die Mutterrolle) können da, wo ihre Grenzen markiert sind und von den pendelnden Müttern berührt oder gar überschritten werden, in Frage gestellt werden.

Der Mechanismus, wie Diskurse überhaupt an die Einzelnen gelangen, kann mit dem Konzept der Anrufungen (Althusser 1977) beschrieben werden. Anrufungen beschreiben die beständigen, alltäglichen Aufforderungen zur Identifikation (vgl. Allerkamp 2005, S. 10 und 64). Gemeint sind damit die alltäglichen Auseinandersetzungen mit angebotenen Subjektpositionen, wie z. B. Mutter, Vater, Arbeitnehmerin, Lehrerin etc. All diese Anreden verlangen dann, diese Subjektposition für sich anzuerkennen, sich den geltenden Ansprüchen zu unterwerfen, sich zu identifizieren und sich in ihnen wiederzuerkennen – um letztlich ein anerkanntes Subjekt zu sein. Anrufungen funktionieren, weil es sich dabei um hegemonial gewordene Benennungspraxen handelt, die gerade erst durch ihre beständige Wiederholung wirksam werden (vgl. Villa 2006, S. 229f.). Erst diese Unterwerfung hat zur Folge, dass wir als ein Subjekt hervorgebracht werden, als Mutter, Vater, Arbeitnehmerin etc. (an)erkannt werden können. Dieser Prozess wird mit Butler (1991; 2001) und Foucault (1987; 1994) als Subjektivation bezeichnet. Subjektivation verweist gleichermaßen auf Subjektwerdung und Unterwerfung. Subjekte werden demnach in diskursiven Machtbeziehungen hervorgebracht (vgl. Flügel-Martinsen 2013). Wie im Konzept der Grenze lässt sich also ein ähnliches Ambivalenzmuster auch in der Subjektkonstitution finden.

Diese ambivalenten Prozesse von Unterwerfung und Ermöglichung, die hier an den Begriffen der Grenze und des Subjekts nur kurz umrissen werden konnten, bilden die theoretische Grundlage der Studie. Gerade die diskursive Figur der Mutterrolle ist durch zahlreiche normative Ansprüche gekennzeichnet. Durch beständige Anrufungen werden Subjektpositionen hervorgebracht, womit Handlungsoptionen verbunden sind. Diese Konstitutionsprozesse sind jedoch stets auch Vorgänge der Unterwerfung und weisen gewaltsame Reduktionen auf. Weil aber diese Prozesse und Begriffe auf ihre beständige Reproduktion angewiesen sind und damit als unabgeschlossene „Projekte“ markiert werden müssen, liegt genau darin immer auch die Möglichkeit für Veränderung. Widerstand ist so gesehen beständig als Option mitzudenken, weil diesen Begriffen und Prozessen keine natürliche Ordnung zugrunde liegt und sie beständig reproduziert werden müssen, um (auch weiterhin) zu funktionieren (vgl. Flügel-Martinsen 2013, S. 103). Unter diesen Bedingungen, die wesentlich von Ambivalenzen gekennzeichnet sind, gehen die Individuen ein imaginäres Verhältnis zu sich selbst ein, so entsteht ihre Subjektivität.

Die Wahl der Untersuchungsmethoden stützt sich auf eine diskurstheoretische Methodologie im Anschluss an Foucault (1981), die sich aus den Konzepten Subjekt, Macht und Diskurs ergibt. Dabei wird das „sich Äußern“ (Wrana/Langer 2010, S. 335) als gesellschaftliches, von Machtverhältnissen durchwobenes Tun in den Blick genommen. Das vorliegende Material wurde im Forschungsstil der Grounded Theory erhoben (Strauss/Corbin 1996) und mit den methodischen Instrumenten des Kodierens und Kontrastierens strukturiert, zirkulär verdichtet und bearbeitet, so dass zunächst Begriffe und Gegenstände aus den Erzählungen als Bündel von Aussagen identifiziert werden konnten. Unterliegen sie denselben Regeln, handelt es sich um verfestigte Redeweisen, die somit einen Diskurs bilden. Die so immer deutlichere Herausarbeitung der Phänomenstruktur bietet den

Rahmen einer inhaltlichen Bestimmung, die zum einen die Existenzweisen der Einzelnen sichtbar werden lassen. Zum anderen werden aber auch die derzeitigen Bedingungen erkennbar, unter denen Subjektivität von Frauen, die Kinder haben und pendeln, hervorgebracht wird.

3. Empirische Einblicke

Obwohl sich Frauen, die Kinder haben und pendeln, mobil und flexibel dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stellen und damit der Anforderung an alle Erwerbstätigen, beruflich mobil zu sein, nachkommen, müssen sie – weil sie Mütter sind – ihre Abwesenheit von der Familie legitimieren. Das familiäre Arrangement und die Aufgabenteilung ändern sich und das ist auch für Außenstehende sichtbar. Sie sind vermehrt Hinterfragungen bezüglich ihrer Alltagsorganisation ausgesetzt. Legitim ist ihre Abwesenheit vor allem, wenn sich die Frauen auf die Notwendigkeit ihrer Berufstätigkeit berufen.

3.1 Beschränkende Selbstverhältnisse

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Klara Theobald¹ Gastprofessorin an einer Universität, sie ist verheiratet und ihre zwei Kinder sind vier und sechs Jahre alt. Sie übernachtet zwei bis drei Nächte pro Woche an ihrem Arbeitsort.

Also es gibt natürlich Situationen mit anderen Müttern im Kindergarten oder mit anderen Müttern auf'm Spielplatz. Die ähm, ich weiß nicht, die sagen nicht äh, ‚das find ich ganz daneben, dass du pendelst‘ das sagen die nich. Ich glaub, das sagt mir niemand. Das hör ich von niemandem. Und ich glaub aber, dass dabei 'ne immer 'ne Rolle spielt, dass die wissen, dass ich das muss (51).

Klara Theobald hört von niemandem offene Kritik. Auch wenn es niemand explizit zu ihr sagt, scheint dies jedoch eine denkbare Einschätzung zu sein. Damit ist sie nicht allein. In nahezu allen Interviews berichten die Interviewten von dem, was niemand sagt. Es handelt sich um eine Art Muster und kann als eine narrative Struktur bezeichnet werden (vgl. Keller 2008, S. 252). So findet sich in einem anderen Interview folgender Satz: „Also, war eigentlich kaum jemand der gesagt hat ‚wie kann man nur als Mutter sein Kind dann da allein lassen, ist ja schrecklich‘ und so“ (Ilona Karis, 30).

Eine weitere Interviewte sagt:

Aber weniger jetzt ‚du vernachlässigst deine Kinder‘ oder so, also oder ‚du vernachlässigst deinen Mann‘ oder sonst irgendwas. Also die Frage kommt, das hab ich, hat noch keiner zu mir gesagt (Birgit Mohn, 48).

In diesen Aussagen zeigt sich, dass es ein geteiltes Wissen gibt, welches inhaltlich auf die gesellschaftlich erwartete weibliche Existenzweise Bezug nimmt (vgl. Maihofer 2015, S. 647). Hegemoniale Geschlechternormen sind allen bekannt, deshalb findet sich in den Interviews der Bezug zu einer starken Kritik am Pendeln (auch wenn diese Kritik nicht ausgesprochen wird). Frauen, die Kinder haben und pendeln, merken, dass sie durch ihre Abwesenheit bestimmten Normen und

¹ Die Angaben sind anonymisiert.

Idealen nicht gerecht werden können. Ferner bedeutet das auch, dass gerade das unausgesprochene, das Nicht-Gesagte performative Wirksamkeit entfaltet. Das Nicht-Gesagte in den Aussagen bildet diskursiv einen Gegenstand, nämlich den der „Rabenmutter“ (Interviewte). Wir haben hier ein „sich daneben verhalten“, ein „als Mutter sein Kind allein lassen“ oder auch „vernachlässigen“ als inhaltliche Aspekte. Die Abwesenheit der Frauen bricht mit der Vorstellung einer „guten Mutter“, die sich gerade über ständige Anwesenheit auszeichnet. Mit dem „regulativem Ideal“ (Butler 1991) der beständig anwesenden Mutter sind auch Prozesse der Subjektivierung angesprochen, weil an die Erfüllung geschlechtlicher Ideale das Versprechen geknüpft ist, als Mann oder Frau erkennbar und anerkennbar zu sein. Dies bedeutet aber auch, dass alles, was nicht zum entsprechenden Ideal passt, unsichtbar gemacht werden muss (vgl. König 2012, S. 40).

Dieses Spannungsfeld wird in der hier zugrunde gelegten Aussage von Klara Theobald deutlich:

Und ich glaub aber, dass dabei 'ne immer 'ne Rolle spielt, dass die wissen, dass ich das muss. Also. Je mehr ich auch durchsichtig machen würde, dass ich das, dass mir das auch Spaß macht oder dass das auch schön ist. Ich glaube desto schwieriger könnte das werden. Ich glaube dann würden manche das schon mehr kritisch hinterfragen (51).

Mit der Figur des Müssens finden wir in den Interviews eine Erklärung der Pendlerinnen, wie es dazu kommt, dass die starke Kritik im Bereich des Nicht-Gesagten verbleibt. Was dann nicht gleichzeitig artikuliert werden kann, ist, „dass mir das auch Spaß macht oder dass das auch schön ist“, sagt Klara Theobald. Ihre Sorge ist, dass die kritischen Hinterfragungen zunehmen, wenn sie ihre angenehmen Erfahrungen mit dem Pendeln einbringt. Stuart Hall (1994) beschreibt dies als „Repräsentations-szenarien“ (S. 17), mit denen immer auch eine Selbstverhinderung einhergehen kann. In diesem Fall ist es die Artikulation eines Müssens, die zur Handlungsfähigkeit führt, wobei die „Lust an der Abwesenheit“ jedoch nicht artikuliert werden kann. „Dass das auch schön ist“, wie Klara Theobald sagt, kann sie in den von ihr beschriebenen Situationen im Kindergarten oder auf dem Spielplatz (im Kontakt mit anderen Müttern) nicht benennen.

Um im Rahmen einer ‚guten Mutter‘ erkannt und anerkannt zu sein, legen die Interviewten die Betonung auf das Müssen. Damit ist der Preis, den sie für die Anerkennung als Mütter zahlen, hoch: eine Verantwortungsübernahme ist durch das Müssen fast unmöglich, denn wenn eine Frau, die Kinder hat und pendelt, darauf angewiesen ist, dann ist sie in einer Position, die sich durch keine anderen Optionen, Möglichkeiten oder Alternativen auszeichnet. Handelt sie also aus einem Zwang heraus und lebt deshalb zeitweise an einem anderen Ort, kann sie mit weniger Hinterfragungen rechnen. In dieser Logik ist es auch nicht verwunderlich, dass ein weiteres Aussagenmuster zu Tage tritt, nämlich der Zusammenhang von Leiden und Pendeln. In den Interviews zeigt sich, dass Pendeln generell erst mal unter dem Verdacht steht, Leiden zu verursachen. Wir erinnern uns an die inhaltlichen Aspekte von „allein lassen“ oder auch „vernachlässigen“.

In dem hier angeführten Beispiel finden wir den Zusammenhang von Pendeln und Leiden zunächst als eine Art Kausalzusammenhang. So erzählte die Interviewte Klara Theobald, wenn es im Kindergarten beispielsweise mal „nicht so gut läuft“, liege es für die Erzieherinnen nahe, dies als ein Leiden an der Abwesenheit zu interpretieren. Damit werden Pendlerinnen damit konfrontiert, die Ursache für das Leiden der Kinder zu sein (vgl. Vossenkuhl 2006, S. 165f.). Eine andere Interviewte

erzählt, wie sie Bewunderung von anderen bekomme, wenn die anderen sich davon überzeugen können, dass Kind und Partner nicht unter dem Pendeln leiden:

dass wir das hinkriegen, und dass auch keiner von uns da drunter leidet, dass auch die Beziehung zwischen mir und meinem Mann nicht da drunter leidet. Dass auch offensichtlich, also wenn alle, die mein Kind kennenlernen, finden ‚das ist ‘n tolles Kind‘ und /ehm/ der leidet also offensichtlich auch nicht grundlegend da drunter (30).

Ilona Karis² muss so gesehen ihre Familie erst zeigen und damit beweisen, dass der Zusammenhang von Pendeln und Leiden ein Vorurteil, eine Unterstellung ist. Die meisten Reaktionen seien daher „eigentlich verständnisvoll, also jedenfalls nicht verurteilend“ (30), erklärt sie. Dieses Verständnis resultiert aber auch aus ihren Erzählungen über die Entbehrungen und das Traurige an den Trennungen. So ist es auch bei Sandrine Aaron³, die oft keine Zeit hat, um beispielsweise in der Kita zum Sommerfest zu gehen, Elternnachmittage zu besuchen oder auch auf Kaffeetrinken mit anderen Eltern verzichten muss. Sie bedauert dies, weil sie gerne daran teilhaben würde und formuliert:

Aber ich hab da jetzt den Eindruck von den ganzen anderen Eltern gibt’s manchmal so Sprüche, aber eigentlich doch eher .. also eher so in Richtung, dass sie’s auch, dass es ihnen immer leid tut. Dass sie eher fragen ‚Ach findest du nicht mal was in der Nähe?‘ Aber ich glaub eher so, weil sie denken ‚oh Mann, ist ja nicht schön so zu pendeln‘ (24).

Wir sehen auch in dieser Aussage den Zusammenhang von Pendeln und Leiden. Deutlich wird zudem, dass ein Arbeiten-gehen-Müssen unhinterfragt bleibt. Mitleid ist hier die Ebene, auf der Sandrine begegnet wird, „weil sie denken ‚oh Mann, ist ja nicht schön so zu pendeln‘“ (24).

Wenn die Frauen, die ihr Bedauern über die Trennung betonen, offenlegen, dass viel Schönes, also Erfahrungen mit den Kindern und der Familie durch die Abwesenheit nicht zu haben sind, und die Anstrengungen in den Blick kommen, werden kritische Bemerkungen zurückhaltender. An der Abwesenheit zu leiden ist eine legitime Belastung der Pendlerinnen. Ein Leiden an der Abwesenheit wird unterstellt und erwartet, weil es der Legitimation, dem Zwang entspricht. Durch diese Konstruktion können sie die Schuld (Ursache-Sein) von sich weisen, indem sie auf die legitime Begründung für ihre Abwesenheit zurückgreifen. Das bedeutet aber auch, für die Alltagshandlungen nicht verantwortlich zu sein.

Die Verantwortung für ihre Abwesenheit wird ihnen abgesprochen, bzw. sie sind dafür nicht verantwortlich, weil der Zwang ihrer Situation die Abwesenheit legitimiert. Die Betonung liegt auf der Notwendigkeit: somit haben sie ihre Situation nicht frei gewählt und deshalb ist auch das Leiden an dieser Situation legitim. Über diese Legitimation bleiben sie aber weiterhin erkannt und anerkannt als Mütter. Wir haben also hier die Formel: Verantwortung: nein; Anerkennung: ja.

Das bedeutet, dass Frauen, die Kinder haben und pendeln, als Müssende und Leidende subjektiviert werden. Aus dieser Anerkennung als Müssende und Leidende, die ihre Situation nicht selbst gewählt

2 Ilona Karis ist SchauspielerIn. Sie pendelt in der Spielsaison fünf bis sechs Tage pro Woche an ihren Arbeitsplatz. Das Kind wird in dieser Zeit von ihrem Partner versorgt, auch er arbeitet Vollzeit. Weil er sehr regelmäßige Arbeitszeiten hat, haben sich Karis dafür entschieden, dass sie pendelt.

3 Aarons haben zwei Kinder. Sie ist Wissenschaftlerin und lebt zwei bis drei Tage in der Woche am Arbeitsort.

haben, weil sie ja müssen, erwächst ihre Handlungsfähigkeit und auch ihre Anerkennung als Mutter. Der Preis für die Anerkennung ist allerdings die Beschränkung, da die Handlungsoptionen als Müssende und als Leidende begrenzt und begrenzend sind. Das bedeutet, Pendlerinnen bleiben als Mütter anerkannt, wenn sie sich in ein beschränkendes Verhältnis von sich zu sich selbst begeben. Ganz konkret zeigt sich dieses imaginierte, beschränkende Selbstverhältnis in dem, was gesagt werden kann und was nicht gesagt werden kann. Wir haben bereits gesehen, dass das Müssen eine legitime Erzählung der Pendlerinnen ist, die Artikulation einer Lust an der Abwesenheit aber nicht. Steht also der Zwang im Vordergrund, ein beschränkendes Selbstverhältnis, können nicht alle Erfahrungen der Pendlerinnen artikuliert werden, und ebenso wenig können Ideale und Normen kritisiert werden, weil sie unter diesen Bedingungen schlicht nicht artikuliert werden können.

3.2 Dem Bestehenden etwas hinzufügen

Jedoch finden sich nicht nur affirmative Bezüge auf hegemoniale Normen und Anrufungen. Pendlerinnen sprechen im Interview über ihre eigenen Belastungen und Anstrengungen, ihre vielfältigen Erfahrungen mit und in der Abwesenheit. Vor allem gelingt den Interviewten ein Blickwechsel auf die eigene Situation, wenn sie sich Zeit für Reflexion zugestehen. Dann steht nicht das schlechte Gewissen gegenüber den Kindern und dem Partner im Vordergrund, sondern sie legen sich selbst und ihrem Handeln gegenüber Rechenschaft ab und sorgen sich schließlich um sich selbst. Manchen Frauen erlaubt gerade diese Selbstsorge, sich von Diskreditierungen und Anrufungen zu distanzieren.

Die leitende Annahme ist hier, dass Frauen, die Kinder haben und pendeln, in einer Hinwendung zu sich selbst an einen Punkt geraten, an dem sie in eine Beziehung zu den regulierenden Normen und Idealen eintreten müssen. Sie sind aufgefordert, sich mit den Normen und Idealen auseinanderzusetzen. Diese Notwendigkeit einer Sorge um sich wird als ein elementarer Bestandteil von Verantwortung gedacht. Denn die Hinterfragungen ihrer Situation durch Andere führen sowohl zu einer Gewissensprüfung als auch zum Widerspruch zu den Erfahrungen, die pendelnde Mütter machen. Eine besondere Anstrengung liegt dabei im Umgang mit den Hinterfragungen der Anderen. Denn die Interviewten verfügen über ein genaues Wissen um die hegemonialen Geschlechternormen, hier also insbesondere darüber, dass „eine gute Mutter immer anwesend ist“. Erst ihre Abweichung von der Norm erzwingt eine Auseinandersetzung mit dem Herkömmlichen. So beschreibt Sandrine Aaron ihre „changierenden Gefühle“ (64). Sie sagt:

In klassischer Weise ist die Mutter eigentlich immer immer da [...] und //mhm// ich weiß gar nicht /ehm/ .. ob ich da manchmal auch was reinlesen will oder reinhören will, weil ich's eigentlich selber bin die das doof findet den Kindern gegenüber und mir manchmal das auch nicht so richtig gut gefällt (62).

Die „klassische Weise“ ist der Maßstab, an der ihr Arrangement als Abweichung bemessen wird. Ihre Selbstreflexion stellt sich für sie als kompliziert dar, versucht sie doch, die Komplexität ihrer Lage zu erfassen. Ein schlechtes Gewissen zu haben, so Sandrine Aaron, fände sie „eigentlich doof“ (62), denn das entspreche nicht ihrem Selbstbild, ihrer „Vorstellung“ (62).

Hab ich jetzt wirklich ein schlechtes Gewissen oder denke ich nur ich müsste ein schlechtes Gewissen haben? //mhm// Oder ist es eben was ganz anderes, dass mir irgendwas daran nicht gefällt. Also sagen wir mal, also es ist ja auch immer die Frage .. pendel ich denn nicht gerne, weil es anstrengend ist?

Pendel ich teilweise vielleicht doch ganz gerne, weil's mir eben so 'n Freiraum eröffnet? Pendel ich ((lacht)) nicht gerne, weil ich dann die Kinder nicht sehe? Oder pendel ich gerne, weil ich dann auch mal meine Ruhe hab? So dass sich da manchmal auch so die Gefühle so changieren. //mhm// Also dass ich das gar nicht immer genau sagen kann (64).

Kompliziert sind für die Interviewte gerade die Ambivalenzen: sie pendelt gern und nicht gern, es bedeutet Freiraum und Ruhe ebenso wie Getrenntsein und Anstrengung. Dieser Zwiespalt der Gefühle ist eine spezifische Belastung pendelnder Mütter. Erst durch die Erfahrung der Abwesenheit wird diese Bandbreite an Möglichkeiten deutlich und berührt die konkreten Praxen. Es ergeben sich durch ihre Abwesenheit Alternativen zu herkömmlichen Modellen der Fürsorgetätigkeiten, der Gestaltung familialer Abläufe, der Arbeitsteilung und der Beziehungen inner- und außerhalb von Familie. Hinzu kommt der positiv besetzte Aspekt der Zeit-für-sich. Die Abwesenheit erzwingt, so gesehen, eine Auseinandersetzung mit der „klassischen Weise“ (62).

Ein anderes Beispiel für Auseinandersetzung mit den hegemonialen Geschlechternormen findet sich in Klara Theobalds Schilderung einer Situation im Kindergarten:

Also zum Beispiel hat, wenn die dann, die ham dann ja so Phasen im Kindergarten, wo das dann also nicht so gut läuft [...]. Aber das erste, was dann kommt is, ja ‚Sie sind ja auch im Moment wahrscheinlich wieder viel weg‘ (51).

Im Interview schwingt ein gewisser Ärger mit, als die Interviewte dieses Beispiel anführt. Dass es ihrem Kind mal nicht gut geht, ist für die Interviewte nicht verwunderlich. Die Erzieherin formuliert jedoch eine ‚implizite These‘, warum es dem Kind gerade nicht so gut geht: „Sie sind ja auch im Moment wahrscheinlich wieder viel weg“ (51). Dieser Zusammenhang von Pendeln als Ursache für Leiden bringt einerseits Empörung bei der Interviewten hervor, andererseits wird auch hier die Ambivalenz deutlich, denn Klara Theobald formuliert „das ist jetzt auch nicht ganz abwegig“ (51). Die Konfrontation mit dem regulativen Ideal der stets anwesenden Mutter führt dazu, dass Klara Theobald in der Situation anfängt, das Pendeln „auch anzuzweifeln“ (51). Zumindest im Nachhinein gelingt ihr jedoch die Distanzierung, indem sie über die Situation nachdenkt und die Situation des Kindes zu rekonstruieren versucht. Diese Prozesse benötigen Zeit und sie sind als Anstrengung zu markieren. Rieger (1997) nennt diese Vorgänge „Destabilisierungsstrategien“. In der Aussage der Erzieherin scheint eine diskursive Ordnung auf und Klara Theobald sorgt für eine Instabilität in den etablierten Diskursen, weil sie nach anderen Möglichkeiten und Gründen sucht. Sie hinterfragt die Anrufung der Erzieherin, denn für sie besteht die Möglichkeit, dass es im Kindergarten „nicht so gut läuft“, weil sich das Kind in einer entwicklungsbedingten schwierigen Phase befindet oder möglicherweise mit anderen Beziehungen beschäftigt ist (51). Diese aufmerksame Hinwendung zu sich selbst knüpft letztlich auch an ihren Erfahrungen an, denn sie sagt, „im Schnitt geht es denen sehr gut“ (75).

Eine andere Interviewte hat ebenfalls zeitweise ein schlechtes Gewissen, wenn sie mit dem Ideal der stets anwesenden Mutter konfrontiert wird. Auch Barbara Jung beschreibt eine „Technologie des Selbst“ (Foucault 1993b, S. 26), die durchaus als eine Sorge um sich beschrieben werden kann, führt sie doch zu der Möglichkeit, verantwortlicher zu werden. Auch sie prüft zunächst ihre Erfahrungen im Alltag und im Zusammensein mit den Kindern merkt sie, dass es „wieder gut“ (94) ist. Die bedrohliche Anrufung des Leidens kann sie bearbeiten, indem sie ein Tagebuch führt. Dies dient der

Selbsterforschung, der eigenen Überprüfung, und darüber gelingt ihr eine Distanzierung. In diesen Einträgen arbeitet sie sich an ihrem moralischen Selbstverhältnis ab.

Eine weitere Form, durch die eine Auseinandersetzung mit den Idealen und Normen angeregt werden kann, ist das eigensinnige Begehren. Die Interviewten formulieren durchweg ein Begehren, bei der Familie sein zu wollen (die Sorge um andere), aber gleichwohl auch ein Begehren, Raum und Zeit für sich selbst zu haben (die Sorge um sich). Das Müssen und das Leiden legen nahe, dass für Frauen, die Kinder haben und pendeln, immer auch Verluste damit einhergehen, die Familie zeitweise zu verlassen, um zu arbeiten. Dies äußert sich in den Hinterfragungen der Anderen und in der Gewissensprüfung, die pendelnde Mütter selbst vornehmen. Allerdings wird über die Erfahrung mit der Abwesenheit eine Verlustseite bemerkt, die mit einer beständigen Anwesenheit in der Familie zusammenhängen kann. Hierin findet sich ein Zugang, die bestehenden Normen und Ideale zu hinterfragen.

Die Fotografin Frederike Gerke pendelt zum Zeitpunkt des Interviews seit etwa zwölf Jahren. Als ihre Tochter sechs Jahre alt war, ist Frederike zu ihrem Partner nach Süddeutschland gezogen und pendelt seitdem sieben Tage im Monat nach Norddeutschland.

Das ist schon also, auch von Leuten von denen ich's gar nie erwartet hab, kommen dann wirklich so /eh, hä/ komische Vorstellungen ne, wie so 'ne Ehe zu funktionieren hat oder sowas ne. Und für dieses klassische, dass der Ehemann das irgendwie so bestimmt, also die Hosen an hat im Haushalt oder so //mhm//. Das fand ich schon erstaunlich, also so .. auf so 'ne Idee wär Klaus nie gekommen und irgendwie, ich fand das auch eher verwunderlich ((kurzes Lachen)) (58).

Frederike Gerke bemerkt die Beschränkungen und regulierenden Effekte für sich selbst erst, als sie sich durch ihren Entschluss, zu pendeln, offensichtlich an die Grenzen der Geschlechterordnung begibt. Konfrontiert wird sie mit den regulativen Idealen, die im Konzept der bürgerlichen Kleinfamilie aufgehen (Hausen 1976; Maihofer et al. 2001). Gerkes finden diese „Idee“ jedoch „eher verwunderlich“. Frederike Gerke ist über diese Aussagen so empört, weil sie ihre Selbständigkeit verlieren würde. Dabei geht es ihr nicht ausschließlich um die finanzielle Sicherung ihrer Existenz. Bedrohlich wird der Verlust ihrer Selbständigkeit auch auf der Ebene der Paarbeziehung, weil sie sich, würde sie den Anrufungen folgen, wie „Privatbesitz“ (56) vorkommen würde.

Die dann zu mir meinten, ,also wenn du meine Frau wärst, dir würd ich das nicht erlauben, dass du irgendwie eine Woche im Monat weg gehst', ne. Was ich immer eher belustigend fand, weil ich mich immer frag wie die auf die Idee kamen, dass die mir das überhaupt verbieten könnten ne, //mhm// ich meine ich bin ja kein Privatbesitz (56).

Es wird deutlich, dass Frederike Gerke unter solchen Bedingungen des Zusammenlebens, wie im Modell der bürgerlichen Kleinfamilie vorgesehen, ihre Selbständigkeit verlieren würde, was sie keinesfalls will. Selbständigkeit ist auch für Klara Theobald ein wichtiges Gut.

Und äh das Pendeln, äh ist für mich auch stark auch mit diesem Selbständigkeitsgefühl verknüpft. [...] und sei es jetzt auch das Mühselige sich hier jetzt ein neues Dings zu suchen, ein neues Außen, neue Außenwirklichkeit hier, äh, das ist, find' ich alles sehr selbständig. Und da da empfind' ich mich auch als lebendig. Sozusagen, also es fühlt sich dann gut an, so ne (83).

Klara Theobald beschränkt sich in dieser Aussage nicht auf ein Müssen, darauf, dass es „mühselig“ ist, sondern die Erfahrung „fühlt sich dann gut an“. Sie empfindet sich als lebendig in ihrer Selbständigkeit und wir erahnen den Verlust, was es bedeuten würde, wenn sie ihre Selbständigkeit verliert. Ilona Karis greift auf eine Erfahrung ihrer Freundin zurück, um zu verdeutlichen, welchen Verlust sie erleiden würde, wenn sie auf ein Leben reduziert würde, welches im Ideal der „guten Mutter“ aufgeht.

Weil ich, 'ne Freundin von mir, die alleinerziehend ist, die hat das so gut wie gar nicht. Also, die ist, die sagt dann auch, ja, ((pff)) hat irgendwie kaum eigenes Leben. Für sich so. Das ist schon hart. Finde ich. Da geht's mir eigentlich gut so, muss ich sagen. Bei all diesen ((luftholend)) Traurigkeiten der Trennung wegen, aber /ehm/ da hab ich mehr tatsächlich /ehmm/ so Leben für mich noch dann (59).

Die Aussagen der drei Pendlerinnen dokumentieren kritische Positionen gegenüber dem Modell der bürgerlichen Kleinfamilie, in der sich gerade Frauen aufopfernd der Familie verschreiben und genau dafür ein Stück „eigenes Leben“ (Ilona Karis) oder ihre Selbständigkeit aufgeben. An die Stelle der Gewissensprüfung kann also eine kritische Auseinandersetzung mit den Idealen der bürgerlichen Kleinfamilie treten.

Pendelnde Mütter ließen sich leicht unter den Prämissen neoliberaler Denklagen als neues Ideal derzeitiger Erwerbsbiografien vereinnahmen. Jedoch zeigt sich in den Interviews, dass die Gewissensprüfung auch in eine Kritik an den gegenwärtigen Bedingungen von Erwerbsarbeit münden kann. So ist für Sandrine Aaron der „Hauptvorteil des Pendelns ((lacht)) eigentlich, wenn es einen gibt“ (34), dass sich die Arbeitsteilung in Bezug auf die Kinder „überhaupt nicht so eingeschliffen hat“ (34). Zu merken, dass es den Kindern gut geht, auch wenn sie weg ist, entlastet Sandrine Aaron. Sie erzählt dazu beispielhaft von einem Treffen mit Freundinnen am Wochenende, bei dem es nicht „die Sekunde dessen, dass die Kinder gejammert haben oder so“ (38) gab. Für Sandrine Aaron wird weiterhin das Modell Pendeln zum Alltag gehören. Sie weiß, dass ihr Mann „rund um die Uhr“ (34) die Kinder versorgen kann und sie hat für sich die Gewissheit: „alles ist gut“ (20), auch wenn sie weg ist. Gerade diese Entlastung bereitet den Boden für eine Auseinandersetzung mit den eigenen Bedürfnissen und Wünschen. Hier öffnet sich ein Raum, der ein eigensinniges Begehren spürbar werden lässt. Daran werden dann die Spannungen aufgrund der strukturellen Bedingungen fassbar.

Das eine ist noch, was die brauchen, aber auch, wie viel Anwesenheit will ich //mhm// haben. Das weiß ich eben noch nicht und ich glaube, da spielt dann so alles dran, was so mein Selbstbild, was ist mir wichtig und .. worauf kann ich verzichten und wo nicht (76).

„Was ist mir wichtig?“ (76) verweist auf die normativen Rahmenbedingungen, denn wohin sie pendeln würde, ergibt sich vor dem Hintergrund ihrer Erwerbsarbeit. Sie ist nicht mehr bereit, bedingungslos den Mobilitätsanforderungen zu folgen. Mit den Bedingungen zu hadern und die Auseinandersetzung mit dem, was ihr wichtig ist und worauf sie verzichten kann, knüpft direkt an Verantwortungsbeziehungen im Sinne einer Sorge um sich und andere an. Sandrine Aaron sucht nach neuen Möglichkeiten. Auch Klara Theobald hat die Gewissheit, dass es allen gut geht in ihrer Abwesenheit:

Ich glaub' im Schnitt, im Schnitt geht es denen sehr gut. Ähm, und das ist mehr so, dass ich immer wieder mich frage, ‚was ist mir in meinem Leben denn eigentlich wichtig?‘. Was soll wie viel Bedeutung haben und wie viel Raum, zeitlich auch wie viel Raum bekommen (75).

Gerade weil es im Schnitt allen sehr gut geht, ist auch Klara Theobald in eine Auseinandersetzung mit den Bedingungen der Arbeitswelt verstrickt, denn die Frage „was ist mir in meinem Leben denn eigentlich wichtig?“ fragt nach einem „guten Leben“ und installiert Verantwortungsbeziehungen, die in einer Sorge um sich selbst zum Ausdruck kommen.

4. Schluss

Die hier ausgewählten Befunde aus den Interviews zeigen, dass die Abwesenheit von der Familie gut legitimiert werden muss. Ein Arbeiten-gehen-Müssen sowie ein Leiden (an der Situation) sind die zentralen Muster der Legitimierung. Wenn die Legitimationen eingehender in den Blick genommen werden, verweisen sie auf spezifische Relationen in den sozialen Dimensionen der Normativität: Anerkennung und Verantwortung. Dementsprechend eignen sich diese Dimensionen, um die Bewegungen an den Grenzen der Geschlechterordnung in ihrer Ambivalenz darzustellen. Darüber hinaus werden aber nicht nur die alltäglichen Widersprüchlichkeiten deutlich, sondern auch Möglichkeiten der Überschreitung und Verschiebung von Grenzen. So zeigt sich beispielsweise, dass eine geschlechtlich organisierte Arbeitsteilung nicht (mehr) machbar ist und damit auch die Praxen der Fürsorge zur Disposition stehen. Schließlich übernimmt der Partner die Versorgung der Kinder und des Haushalts, wenn die Frauen an ihrem Arbeitsort sind. Oder auch, dass die Abwesenheit eine Erfahrung ist, die auf ein eigensinniges Begehren aufmerksam machen kann und damit Bedürfnisse spürbar werden, die in der binär-hierarchischen Geschlechterordnung dem jeweils anderen Geschlecht vorbehalten sind. Die Erfahrung der Abwesenheit kann als eine Chance auf Selbstbestimmung wahrgenommen werden, auf eigene Rhythmen und Räume für und mit sich selbst aufmerksam machen. Diese Aspekte des Pendelns sind jedoch mit der Legitimation über Zwang nicht vereinbar. Eine „Lust an der Abwesenheit“ ist keine legitime Option. Und dennoch liegt gerade hierin eine Chance, verantwortlicher für seine Alltagshandlungen zu werden. Wenn das Begehren im Alltag von Bedeutung sein darf, es nicht unartikulierte bleiben muss, können Verantwortungsbeziehungen, die sich in einer Sorge um sich selbst ausdrücken, eingegangen und den beschränkenden Selbstverhältnissen zur Seite gestellt werden. Besonders deutlich wird hier, dass an die Stelle der vergeschlechtlichen und vergeschlechtlichten Gewissensprüfung dann eine kritische Position gegenüber den gegenwärtigen Idealen und Normen treten kann.

Für die Gleichstellungsarbeit bedeutet das, anzuerkennen, dass in den Praxen von Paaren bereits ein kreativer Umgang mit den alltäglichen, widersprüchlich anmutenden gesellschaftlichen Bedingungen gelebt wird. Die Beharrlichkeit der normativen Ebene bleibt aber weiterhin zu verantworten. Eine (Forschungs-)Perspektive auf das einzunehmen, was die Einzelnen tatsächlich tun, ermöglicht so, bereits gelebte Praxen als eine Kritik an den beschränkenden Bedingungen zu erkennen und wahrzunehmen. Die nach wie vor geltende hegemoniale Vorstellung, dass Frauen in der Familie stets anwesend sein sollen, erschwert die Artikulation von realen Erfahrungen der Pendlerinnen. Damit bleiben ihre spezifischen Anstrengungen unsichtbar, wie es in den Auseinandersetzungen mit den

beständigen Hinterfragungen ihrer Lebensweise aufgezeigt wurde. Dasselbe gilt für die Anstrengung, sich von den Anrufungen zu distanzieren, damit eine Gewissensprüfung nicht zu dem Schluss führt „eigentlich gehöre ich nach Hause, es ist für *alle* besser so!“ Denn gerade die Erfahrungen pendelnder Mütter belegen, dass es durchaus als ein Zugewinn an Lebensqualität verstanden werden kann, wenn Mütter sich aus den beschränkenden Selbstverhältnissen lösen können. Gelingt es den Frauen, sich aus der alleinigen Verantwortung für die Kinder loszulösen und der Sorge um sich selbst nachzugehen, fügen sie dem Bestehenden etwas hinzu. Wenn Mütter pendeln und regelmäßig Abwesenheitszeiten von ihrer Familie haben, müssen die Väter mehr Erziehungs- und Fürsorgetätigkeiten übernehmen. Hier besteht der Bedarf, weibliche Konnotationen von Care zu überdenken und auch fürsorgende Männer in den Blick zu nehmen. Denn es handelt sich keineswegs um einen einfachen Rollentausch, vielmehr sind auch die neuen Arrangements stets ausbalancierungsbedürftig und zum Teil auch immer wieder umkämpft. Wird die Abwesenheit von Müttern als ein unfreiwilliger Verzicht thematisiert, können Freiräume, Autonomie und Selbstsorge nur schwer in den Blick kommen. Gerade diese Momente der Ermächtigung führen jedoch zu einer teilweisen Verschiebung hegemonialer Vorstellungen von Mütterlichkeit, denn eine Mutter, die auch gerne abwesend ist, lässt sich nicht mehr bruchlos in die traditionellen Vorstellungen von Mütterlichkeit einfügen.

Literatur

- Allerkamp, A. (2005): Anruf, Adresse, Appell. Figurationen der Kommunikation in Philosophie und Literatur. Bielefeld.
- Althusser, L. (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Anmerkungen für eine Untersuchung, in: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg. S. 108-153.
- Beck-Gernsheim, E. (1980): Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt a. M.
- Bereswill, M./Neuber, A. (2010): Marginalisierte Männlichkeit, Prekarisierung und die Ordnung der Geschlechter. In: Lutz, H./Vivar, M./Supik, L. (Hrsg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden. S. 85-104.
- Butler, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.
- Butler, J. (2001): Psyche und Macht: das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a. M.
- Butler, J. (2007): Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt a. M.
- BMFSFJ (2011) (Hrsg.): Managerinnen 50plus. Karrierekorrekturen beruflich erfolgreicher Frauen in der Lebensmitte. Berlin.
- Connell, R. W. (1999): Der gemachte Mann. Opladen.
- Ehnis, P. (2008): Hegemoniale Mütterlichkeit. Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtstypischen Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes. In: Marburger Gender-Kolleg (Hrsg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention. Münster. S. 56-70.
- Flügel-Martinsen, O. (2013): Subjektivierung: Zwischen Unterwerfung und Handlungsmacht. In: Brodacz, A./Hammer, S. (Hrsg.): Variationen der Macht. Baden-Baden. S. 97-113.
- Foucault, M. (1981): Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M.

- Foucault, M. (1987): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, H. L./Rabinow, P.: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt a. M. S. 243-261.
- Foucault, M. (1993a): Von der Subversion des Wissens: mit einer Bibliographie der Schriften Foucaults. Frankfurt a. M.
- Foucault, M. (1993b): Technologien des Selbst, in: ders./Martin, Rux/Martin, Luther H./Paden, William E./Rothwell, Kenneth S./Gutman, Huck/Hutton, Patrick H.: Technologien des Selbst. Frankfurt a. M. S. 24-62.
- Foucault, M. (1994): Dits et Ecrits 1954–1988, Bd. 2: 1970–1975. Defert, D./Ewald, F. (Hrsg.). Paris.
- Geissler, B./Oechsle, M. (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim.
- Hall, S. (1994): Der Westen und der Rest. Diskurs und Macht. In: Hall, S. (Hrsg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften, Bd. 2. Hamburg. S. 137-179.
- Hausen, K. (1976): Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, W. (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart. S. 363-393.
- Jurczyk, K. (2008): Geschlechterverhältnisse in Familie und Erwerb: Widersprüchliche Modernisierungen. In: Wilz, S. (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden. S. 63-103.
- Keller, R. (2008): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegungen eines Forschungsprogramms. 2. Auflage. Wiesbaden.
- Kerschgens, A. (2009): Die widersprüchliche Modernisierung der elterlichen Arbeitsteilung. Alltagspraxis, Deutungsmuster und Familienkonstellation in Familien mit Kleinkindern. Wiesbaden.
- König, T. (2012): Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung. Konstanz.
- Limmer, R. (2005): Berufsmobilität und Familie in Deutschland. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 17, Heft 2. S. 8-26.
- Maihofer, A./Böhnisch, T./Wolf, A. (2001): Wandel der Familie. Arbeitspapier 48. Zukunft der Gesellschaft. Hans Böckler Stiftung (Hrsg.). Düsseldorf.
- Maihofer, A. (2007): Gender in Motion. Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: D. Grisard/J. Häberlein/A. Kaiser/S. Saxer (Hrsg.): Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung. Frankfurt a. M. S. 218-315.
- Maihofer, A. (2015): Sozialisation und Geschlecht. In: Hurrelmann, K./Bauer, U./Grundmann, M./Walper, S. (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. Pädagogik. Weinheim. S. 630-658.
- Meuser, M. (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. In: Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, Jg. 1, Heft 2.
- Meuser, M. (2006): Vereinbarkeitsmanagement: Zuständigkeiten und Karrierechancen bei Doppelkarrierepaaren. In: Rehberg, K.-S. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2. Frankfurt a. M. S. 4713-4722.

- Reuschke, D. (2010): Berufsbedingtes Pendeln zwischen zwei Wohnsitzen – Merkmale einer multilokalen Lebensform in der Spätmoderne. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft. Jg. 35, Heft 1. S. 135-164.
- Rieger, M. (1997): Ästhetik der Existenz? Eine Interpretation von Michel Foucaults Konzept der „Technologien des Selbst“ und der „Essaia“ von Michel de Montaigne. Münster/New York/München/Berlin.
- Schier, M. (2010): Multilokaler Alltag beruflich mobiler Eltern. (K)ein Handlungsfeld für die betriebliche Gestaltung? In: Brandt, C. (Hg.): Mobile Arbeit – Gute Arbeit? Arbeitsqualität und Gestaltungsansätze bei mobiler Arbeit. Berlin. S. 101-116.
- Schulz, F./Blossfeld, H.-P. (2006): Wie Verändert sich die häusliche Arbeitsaufteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 58, Heft 1. S. 23-49.
- Schneider, N./Limmer, R./Ruckdeschel, K. (2002): Berufsmobilität und Lebensform. Sind berufliche Mobilitätsanfordernisse in Zeiten der Globalisierung noch mit Familie Vereinbar? Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 208. Stuttgart.
- Scholz, S. (2004): „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel? In: Hertzfeldt, H. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse: Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis. Berlin. S. 33-45.
- Seehaus, R. (2014): Die Sorge um das Kind. Eine Studie zu Elternverantwortung und Geschlecht. Opladen.
- Strauss, A./Corbin, J. (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
- Tolasch, E. (2016): Die protokollierte gute Mutter in Kindstötungsakten. Eine diskursanalytische Untersuchung. Wiesbaden.
- Träger, J. (2009): Familie im Umbruch. Quantitative und qualitative Befunde zur Wahl von Familienmodellen. Wiesbaden.
- Ullrich, C. 1999: Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 28, Heft 6. S. 429-447.
- Villa, P.-I. (2006): Scheitern – ein produktives Konzept zur Neuorientierung der Sozialisationsforschung? In: Bilden, H./Dausien, B. (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen/Farmington Hills. S. 219-238.
- Vossenkuhl, W. (2006): Die Möglichkeit des Guten. Ethik im 21. Jahrhundert. München.
- Wengler, A./Trappe, H./Schmitt, C. (2009): Alles wie gehabt? Zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben in Partnerschaften. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 34, Heft 1-2, S. 57-78.
- Wrana, Daniel/Langer, Antje (2010): Diskursforschung und Diskursanalysen. In: Friebertshäuser, B./Langer, A./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft (Neuauflage). Weinheim/München. S. 335-349.

Katharina Wojahn

Fakultät für Soziologie

Universität Bielefeld

katharina.wojahn@web.de